

DIE
DUNKLEN
SOMMER

MIRANDA BEVERLY-
WHITTEMORE

ROMAN · INSEL

insel taschenbuch 4947
Miranda Beverly-Whittemore
Die dunklen Sommer



MIRANDA BEVERLY-WHITTEMORE

DIE DUNKLEN
SOMMER

ROMAN

Aus dem Englischen von Anke Caroline Burger

INSEL VERLAG

Die Originalausgabe erschien erstmals 2021 unter dem Titel
Fierce Little Thing bei Flatiron Books, New York



Erste Auflage 2022

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022

© Miranda Beverly-Whittemore, 2021

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Leonardo Patrizi/Getty Images, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68247-9

www.insel-verlag.de

Zuerst:

»Ich hab's dir doch schon hundert Mal versprochen«, sagte ich und blickte hinunter auf die große grüne Welt. »Sobald wir auf der Autobahn sind, erzähle ich dir die längste, gruseligste Geschichte aller Zeiten.«

»Mit einem verrückten Hund, der einem Kind das Gesicht abbeißt, okay, Saski? Ein ganz schlimmes Kind. Das so böse ist wie ein böser Mann.« Der Wind blies uns in die Haare, bot aber keine Abkühlung. Die Sonne brannte.

»Alles klar, kleiner Bruder. Ein verrückter Hund und ein böses Kind.«

»Schwör's.« Du hast deinen winzigen kleinen Finger hochgestreckt. Du bist auf dem Geländer ins Schwanken geraten und hast schnell wieder zugewackelt, um dich festzuhalten. Unter deinen Füßen waren vier Stockwerke Luft.

»Hey, du darfst da nicht sitzen.«

»Daddy hat's mir erlaubt.«

»Soweit ich weiß, ist das hier Großmutter's Haus.«

Du hast mir die Zunge rausgestreckt. Und bist sitzen geblieben. Unter uns stürmte Daddy aus dem Haus. Er warf unsere Rucksäcke in den Kofferraum und hielt in der langen Zufahrt Ausschau nach Großmutter's Mercedes.

»Was guckst du so?«, hast du gesagt.

Daddy drehte den Kopf herum und ließ den Blick über die Rasenflächen gleiten. »Psst.« Ich habe dich vom Geländer gepflückt und auf der sicheren Seite der Dachterrasse auf den Boden gesetzt.

»Auuuu.«

Ich hielt den Finger an die Lippen. Du hast keinen Mucks mehr von dir gegeben. Du warst erst vier, wusstest aber schon zu viel. Ich kroch auf den Knien zurück zum Geländer, drückte das Gesicht gegen die weiße Balustrade und sah, dass Daddy die Suche aufgab. Als er wieder im Haus war, donnerte uns Mutter's Stimme

aus dem Treppenhaus entgegen: »– kannst du es wagen, so mit mir zu reden?«

Ich schlich zur Terrassentür und schloss sie lautlos, wie von Feenhand. Als ich mich wieder umdrehte, hatte ich deinen kleinen Finger direkt vor der Nase. »Ohne Kleiner-Finger-Schwur gilt es nicht.«

»Gilt es wohl.«

»Aber vielleicht lügst du mich nur an.«

»Ich lüge gar nicht.«

»Wenn wir auf die Autobahn kommen, sagst du vielleicht: nö, keine Lust. Vielleicht überlegst du's dir ja anders.«

»Ich sage nicht keine Lust. Ich hab dir doch gesagt, ich erzähle dir deine Geschichte. Das hab ich eine Million Mal gesagt.« Aber du hattest mich durchschaut, und ich hoffte tatsächlich, dass du vielleicht schon eingeschlafen wärst, wenn wir auf die Autobahn fahren. Ich würde ganz still dasitzen, Mutter würde sich zu uns umdrehen und mit zärtlichem Blick und weicher Stimme sagen: »Guck doch mal, William, sind sie nicht süß?«, und Daddy würde in den Rückspiegel schauen und ihr die Hand aufs Knie legen. Und der Streit wäre vergessen, auf jeden Fall bis zur Stadt.

»Saski? Bitte?« Du warst ganz verrückt nach Geschichten, besonders deinen eigenen Geschichten, die ich dir dann wiedererzählen sollte. Du hast so lange rumgejammert, bis ich einwilligte. Ich gab nach und verhakelte meinen kleinen Finger mit deinem dicken Raupenfingerchen. Zufrieden hast du dich losgemacht. »Wo ist Topsy?«

Vielleicht war der Hase aufs Dach gefallen, das auf allen vier Seiten steil unter uns abfiel. Aber die langen Ohren, der verfilzte Pelz, das aufgestickte Gesicht, das sich je nach deiner Laune zu verändern schien, ließen sich nirgendwo blicken. Ich stieß mir den Kopf am Geländer, da sah ich Topsy auf dem Boden der Dachterrasse, unter deinem Sweatshirt. Ich zog ihn heraus und warf ihn dir zu. »Mach doch die Augen auf, du Blödi.« Die Sonne brannte betäubend auf uns herunter. In der Stadt würde es noch viel heißer sein. Du hast einen Flunsch gezogen und mit den Tränen gekämpft. Ich habe dich an mich gedrückt und Entschuldigungen geflüstert.

Eigentlich hätten wir noch einen ganzen weiteren Monat bei Großmutter bleiben sollen. Weißt du noch? Wir nannten unsere Besuche bei ihr immer »Die Reise nach Connec-Tikat«. Damit meinten wir den grünen Geruch frischgemähten Rasens, den bekömmlichen Duft von Großmutter's Andorn-Lutschbonbons, das Britzeln von Miriams selbstgemachter Limonade. Großmutter und Daddy konnten sich auf den Tod nicht ausstehen, Mutter schlug sich auf eine der beiden Seiten, und die Wochenenden, an denen Daddy aus der Stadt zu Besuch da war, verkamen zu hässlichen, alkoholgeschwängerten Schlammschlachten. Aber von Montag bis Donnerstag waren es nur du und ich und Mutter und Großmutter (und Miriam, die wir aber in Ruhe zu lassen hatten, woraufhin du getrötet hast: »Miriam ist do-of«, wofür du zu zwanzig Minuten Arrest in der Diele verdonnert wurdest). Mehr Glück als diese süßen Sommertage kannten wir nicht.

Wochentage begannen mit Frühstück im Wintergarten, wo wir aus Silbertassen tranken, in denen Mutter's Mädchenname eingraviert war, von früher, bevor sie geheiratet hatte. Der Abend wurde um halb fünf eingeläutet, dann weckten wir Mutter, wuschen uns das Gesicht und zogen das an, was Großmutter »richtige Kleidung« nannte, und die Cocktailstunde auf dem steingefliesten Patio begann: silbrige Martinis für die Erwachsenen (außer Miriam) und für uns Likörgläser mit eiskaltem Tomatensaft und Zitronenmonden. Dazwischen lagen herrlich lange Tage – die vielen Zimmer, in denen man Versteck spielen konnte, das Schwimmbad an heißen Nachmittagen, die Dachterrasse zum Spionieren – geistig bewegten wir uns immer weiter weg von New York. Wenn wir dann Ende August zu unserem »wahren Leben« in der Großstadt zurückkehrten, schienen der Gestank des Hot-Dog-Wasserbads, die auf der Park Avenue hupenden Autos und ja, sogar Daddy in seinem Wollanzug aus einem fremden Land zu stammen. Nach dem langen Sommer kannten wir nur noch die Welt von Großmutter's großem, weißem, mit Klappläden vor der Hitze geschütztem Haus, die Rasenflächen, die sich bis zu den Hecken und Feldern und Wäldern erstreckten und die Menschen, in die wir uns dort verwandelt hatten: »Lehrte« (dein Wort) mit einem briti-

schen Akzent, oder Piraten, die unter der Lorbeerhecke auf der Lauer lagen, oder Superhelden, die Bösewichter vernichteten (du), oder Monster, die kleine Kinder mit einem Happys verschluckten (ich).

Aber Daddy und Großmutter und Mutter hatten sich zur Cocktailzeit mit einem Gespräch über den Aktienmarkt aufs Glatteis gewagt (am Samstag, als Miriam bei ihrer Familie war); das hieß, Daddy mixte die Drinks (immer doppelte), was dazu führte, dass er sich mit seinen Aktiengewinnen brüstete, während Mutter den Auflauf warm machte. Großmutters Zunge war ebenfalls gelockert, sodass sie ihren Schwiegersohn einen geldgierigen Dummkopf nannte, woraufhin Mutter den Auflauf im Stich ließ und sich mit der Bemerkung auf Großmutter stürzte, sie brauche nur in den Spiegel zu gucken, wenn sie einen Dummkopf sehen wolle. Sie verzogen sich in den Salon. Wir holten uns Feenbrot zum Abendessen. Ich stellte den Ofen aus und flüsterte, dass wir auf Zehenspitzen die Treppe hochschleichen würden. Wir haben uns zusammen ins Bett gelegt. Du hast gesagt, du hättest dir noch nicht die Zähne geputzt. Ich habe erwidert, dass wir uns mit Karies an den Erwachsenen rächen würden. Weißt du noch, wie du darüber gekichert hast? Weißt du noch, dass du nach drei Minuten tief und fest geschlafen hast? Irgendwann stellte Großmutter ihr Hörgerät ab und zog sich in ihren Teil der Villa zurück. Als sie am nächsten Morgen zur Kirche ging, stritten unsere Eltern sich schon so lange, dass vom Auflauf nur noch Käseklumpen und Keramiksplitter auf dem Küchenboden übrig waren. Aber nie im Leben hätten wir uns ausmalen können, dass Daddy auch uns bestrafen und zur um einen Monat verfrühten Abreise zwingen würde. Und zwar, bevor Großmutter vom Gottesdienst zurückkehrte.

Aus einem Fenster unter uns drang das Klirren von splitterndem Glas. Das Licht fiel schräg durch den Teufelsspaziergang – den Hain aus roten japanischen Fächerahornbäumen, die den Übergang zwischen südlichem Rasen und Wald bildeten. Großmutter nannte es »Dämmerlicht«, wenn das Licht so schräg einfiel, selbst an einem sonnigen Julimorgen. Ich wollte in den Wald, aber dazu mussten wir an den Erwachsenen vorbei.

»Kann ich Topsy wiederhaben?« Du warst schon wieder aufs Geländer geklettert. Ernst. Schwankend.

»Den habe ich dir doch gerade gegeben.«

Deine Unterlippe bebte. Du hast auf das Dach unter uns gezeigt, wo Topsy auf den Ziegeln lag, außerhalb unserer Reichweite.

Ich habe sehr laut geseufzt. Du hast angefangen laut zu schluchzen. Jetzt würden sie uns garantiert finden. »Ich hol ihn dir, okay? Aber du musst still sein.«

Du hast genickt und den Rotz hochgezogen. Ich streckte den Arm durchs Holzgeländer. Unmöglich. Ich richtete mich wieder auf und rieb mir den Oberarm. »Ich muss einen Besen holen, damit ich drankomme.«

Du bist vom Geländer zurück auf die Dachterrasse gesprungen und hast dich neben mich gehockt. »Geh nicht weg.«

»Ja, aber was hast du dir dabei gedacht? Topsy aufs Dach zu werfen!«

»Das wollte ich doch nicht! Ich kann ihn mir selbst wiederholen.«

»Nein, kannst du nicht.«

»Nicht sauer sein.«

»Ich bin nur sauer, wenn du selbst versuchst, ihn vom Dach zu holen. Das ist gefährlich, klar?«

War das der Wind in den Baumwipfeln oder das Geräusch von Großmutter's Auto? Früher oder später würden sie uns hier oben finden. Aber was sollte ich tun? Was konnte Großmutter unternehmen, selbst wenn sie rechtzeitig wieder da war, um uns noch abzufangen? Ich wollte im Connekt-Tikat meiner Träume bleiben, das gab es aber nicht mehr, jedenfalls momentan nicht. Wenn wir nur runter zum Teufelsspaziergang fliegen könnten, in dem die Sonne so wunderschön spielte. Mir wurde ganz wehmütig ums Herz, und jetzt ließ eine Brise die bunten Stoffstücke an den Zweigen der japanischen Ahornbäume flattern. Man hätte meinen sollen, dass Miriam diese Überreste einer von Mutter organisierten Batikaktion mittlerweile entfernt hätte. In unserer Familie, dich eingeschlossen, war Mutter entweder die Lustigste oder die Unangenehmste, je nachdem. Du hast mal zu mir gesagt, mit Daddy sei

es nie lustig, aber wenn ich die Augen ganz fest zukniff, konnte ich mir noch vorstellen, wie sein Lachen früher geklungen hatte, das Lachen, das seit deiner Geburt verstummt war.

Das verwunschene Licht im Hain verlosch. Eine Wolke? Nein. Es sah aus, als hätte das Wäldchen etwas Böses gedacht. Selbst wenn wir uns durch das ganze Haus nach unten und unbemerkt über den Rasen schleichen könnten, würden wir auch dort früher oder später gefunden werden. Selbst wenn wir keinen Ärger bekamen, müssten wir mit ansehen, wie weitere Whiskeygläser an den Kamin gepfuffert wurden und Mutter im rosa Schlafzimmer schluchzte. Dann schon besser zur Asphalthitze, den verkrüppelten Tauben und dem staubigen Penthouse zurückkehren, das Daddy »unsere« Wohnung nannte, auch wenn es im Grunde Großmutter gehörte.

»Du bleibst hier. Mit beiden Füßen auf dem Boden.«

»Ich will mitkommen.«

»Das geht aber nicht. Ich bin gleich wieder da, sobald ich den Besen gefunden habe, und dann hole ich dir Topsy, und alles ist wieder gut, ja?«

Du hast nicht sehr überzeugt ausgesehen.

»Wir können ihn auch einfach da liegenlassen.«

»Nein!«

»Dann musst du mich gehen lassen.«

Daraufhin hast du geseufzt. »Aber du vergisst nicht den Kleinen-Finger-Schwur, Saski, ja? Wenn wir auf der Autobahn sind, musst du mir die Geschichte erzählen.« Rasch hast du deine Hosentasche nach etwas Überlebenswichtigem durchsucht, ein Stück blaue Pappe, die ungenau mit der Schere ausgeschnitten und wild mit Großbuchstaben vollgemalt war. Das Papier war um eine schwarze Feder mit einem goldenen Rand gefaltet. Die Feder flatterte auf meinen Schuh. Ich beugte mich vor, um sie aufzuheben. Ich habe dich mit der goldenen Federspitze am Hals gekitzelt. Du hast gelächelt.

»Das hab ich für dich geschrieben, Saski. Da steht die Geschichte mit dem bösen Hund. Ich habe die Worte für dich hingemalt, damit du es richtig erzählst. Das kannst du nicht lesen. Du kennst

die Geheimsprache nicht. Aber macht nichts, ich bring sie dir bei.«

»Ich bin sofort wieder da.«

»Warum ist Superman immer der Gute?«

Ich öffnete die Tür. »Kletter ja nicht aufs Geländer.«

»Können die Guten nicht auch die Bösen sein?«

Im Haus stieß Mutter einen lauten Schrei aus.

Die Feder muss mir aus den Fingern gesegelt sein, als ich das Haus betrat, ich weiß es wirklich nicht mehr. Immer und immer wieder bin ich zu diesem Augenblick zurückgekehrt, häufiger, als ich zählen kann, aber dieser Teil der Geschichte ist immer einfach weg, wie die Feder selbst, das erste in der endlos langen Liste verlorener Dinge. Auch wenn man sagen könnte, dass ich mit der Geschichte, die daraus entstand, etwas Neues gefunden habe.

Sieben Uhr in der Früh, Küche. Im hereinströmenden Licht tanzt der Staub. Draußen zetert der Kardinal, ein Vogel, der so stolz ist, dass er seinen lateinischen Namen gleich zweimal führt: *Cardinalis cardinalis*. Ich nippe an meinem Ceylontee und schaue nach dem Sauerteigstarter, der sogenannten Mutter. An diesem herrlichen Junitag ist die Mutter heißhungrig, und ich füttere sie: Einen Teil Anstellgut, ein Teil Wasser, eineinhalb Teile Mehl; zu einem klebrigen Batzen verrühren und am Fenster unter einer schnell galoppierenden Herde von Schäfchenwolken in Leinen hüllen. Als Nächstes vermähle ich den Sauerteig von gestern mit einer Mehlpuppe und einem Spritzer Wasser. Und so beginnen die Mutter und ich von neuem das, was wir auch gestern begonnen haben und vorgestern, und an jedem Tag davor, seit jenem Tag vor sechzehn Jahren, als ich Großmutter's großes, weißes, mit Fensterläden verschlossenes Haus zu meinem machte: den Brotlaib für morgen.

Es klingelt an der Toreinfahrt. Mir klebt der Sauerteig an den Händen. Ich will sie mir waschen, aber es klingelt immer wieder, gnadenlos. Manchmal passiert so was. Leute aus der Stadt haben sich verfahren. Welch Erleichterung, als ich einen unbekanntem, dunklen SUV auf dem kleinen Schwarzweißdisplay neben der Tür auftauchen sehe. Ich setze einfach meine freundlichste Stimme auf und schicke die Wegsuchenden in die richtige Richtung.

»Sie sind falsch abgebogen«, sage ich in die Gegensprechanlage neben der Tür und tue so, als liefere mir nicht gerade ein Teigklumpen am Arm herunter. »Wo wollen Sie hin? Sie müssen –«

»Saskia.« Besonders scharf ist das Gesicht des Mannes nicht auf dem Display zu sehen, aber Xavier erkenne ich im Schlaf.

Topsy ist ganz weit weg, oben, die Treppe rauf, versteckt in meiner Schublade. Schon jucken mir die Hände, und ich will ihn aus seinem Versteck reißen. Dann kann ich mein Gesicht im Fell vergraben, und dein Geruch macht mich wieder ganz.

»Saskia, lass mich rein.« Xavier weiß es doch besser. Er weiß, dass er mich in Ruhe zu lassen hat – außer. Außer das Kommende ist schlimmer als das, was ist.

Du bist gestorben.

Daddy kam ins Gefängnis.

Mutter ging nach Mexiko.

Ich kehrte nicht in unsere Wohnung zurück. Der wuchtige Schreibtisch aus Eiche wurde aus dem Wohnzimmer geschafft, ein neues, in dickes Plastik verpacktes Doppelbett wurde geliefert, und Miriam und ihr Mann zogen ein. Großmutter machte viel Aufhebens darum, dabei war es keine große Veränderung; die arme Miriam war sowieso bereits da, wenn wir aufwachten, und ging erst, wenn es wieder dunkel war, sogar sonntags, und das Haus duftete stets nach Sauberkeit und Murphys Ölseife. Ich sollte Miriams Mann mit dem Schnurrbart Mr. Jacobs nennen. Das fand ich zum Schießen – sollte man dann nicht auch Miriam Mrs. Jacobs nennen? Aber du warst tot, also konnte ich niemandem diesen Witz erzählen.

Mr. Jacobs war pensionierter Polizist, aber Großmutter schärfte mir ein, er sei offiziell ihr Fahrer. Ein Nachhilfelehrer kam, um mir Mathe beizubringen, so freudlos, wie ich es von einem Collegestudenten nicht erwartet hätte. Ich verriet ihm nie, was Mr. Jacobs vor seiner Pensionierung gemacht hatte, auch wenn ich nicht verstand, warum das ein Geheimnis war. Das verwunschene Licht im Teufelsspaziergang kehrte nicht zurück. Die Stofffetzen, die du an die Zweige gebunden hattest, waren verschwunden.

Tief in einer verschneiten Nacht saßen Miriam und Mr. Jacobs in der Küche und tranken heimlich heißen Grog. »Über die ganze Sache ist doch mittlerweile Gras gewachsen«, sagte sie, und er sagte: »Ich will aber wieder in meinem eigenen Bett schlafen, Miri«, und sie erwiderte: »Aber was ist, wenn sie von der Presse aufgespürt wird? Das arme kleine Ding; da würde ich wirklich Gewissensbisse kriegen«, und er erwiderte: »Wenn das Leben eines Kindes von einer Tragödie bestimmt wird, ist es erst richtig tragisch.« Aber es

war natürlich klar, Mr. Jacobs sagte das nur, weil er in seinem eigenen Bett schlafen wollte. Eine Woche später zogen sie wieder in ihren kleinen Bungalow auf der anderen Seite des Orts. Am nächsten Tag verkündete Großmutter, ich müsse zurück in die Stadt.

»Aber wohin denn?« Das sollte nicht aufsässig klingen. Es war eine ernstgemeinte Frage, du warst tot, Daddy war im Gefängnis, Mutter war in Mexiko, und unsere Wohnung war verkauft.

»Es ist besser so«, sagte Großmutter, als sei das eine Antwort. Sie legte die Stirn in Falten. »Du brauchst jemanden in deinem Alter, und einen Vormund, der mehr Kraft hat als ich. Außer du möchtest aufs Internat gehen, natürlich.« Sie trank den letzten Schluck Lapsang Souchong. Mit zitternder Hand setzte sie die dünnwandige Porzellantasse auf die Untertasse. »Aber bei den Reichen und Schönen würdest du vermutlich kaum reinpassen, wenn du meine Meinung hören willst.« Von ihren vielen Zimmern hatte ich das Esszimmer immer am wenigsten leiden können; es konnte noch so sonnig sein, dort drin war es immer düster und muffig. Sie nahm meine Hand und machte ein abfälliges Geräusch, als sie den Dreck unter meinen Fingernägeln sah. »Du musst wieder zurück in die normale Gesellschaft.«

Die Familie von Xavier Pierce würde mich aufnehmen. Unsere Großmütter hatten sich kurz nach der Geburt ihrer Kinder kennengelernt, unsere Mütter wiederum hatten zusammen in Bryn Mawr studiert, und Xavier und ich hatten unseren dritten Geburtstag zusammen im Natural History Museum gefeiert. Ich hatte eine vage Vorstellung davon, wie er aussah – volle Lippen, ein goldener Lockenkranz. Als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, beim siebten Geburtstag eines schrecklichen Jungen, der ständig pupste, hatte ich ständig Xaviers Mund beobachtet, wie er redete, lächelte oder das Gesicht verzog. Es hatte mich verblüfft, dass ein Junge so schön und gleichzeitig eindeutig ein Junge sein konnte. Aber wie er war oder wofür er sich interessierte, wusste ich nicht; wir hatten zwar in der Grundschulzeit nur wenige Blocks voneinander entfernt gewohnt, aber unsere Freundschaft entstammte der Generation vor uns, und selbst unsere Eltern waren im Grunde nicht richtig befreundet gewesen.

Großmutter ließ den Blick noch einmal über Miriams Sandwichsteller gleiten und schob ihn dann unangetastet von sich. Ich schenkte meinem vor Hunger verkrampften Magen keine Beachtung. Sie teilte mir mit, dass ich nicht die Einzige sei, bei der es große Veränderungen im Leben gegeben habe; ungefähr zur selben Zeit, in der ich bei ihr eingezogen war (ja, genau so drückte sie es aus, als wäre ich aus einer Laune heraus nach Connecticut gezogen), hatte sich Xaviers Familie zum Umzug hinunter nach Chelsea entschlossen. Dass Großmutter mir erlauben wollte, südlich der Zweiundsiebzigsten Straße aufzuwachsen, war das deutlichste Signal, wie dringend sie mich loswerden wollte.

»Aber warum wollen die mich denn?«

»Es ist eine vermögende Familie, falls du das meinst.«

»Gibst du ihnen Geld dafür?«

»Sei nicht geschmacklos, Saskia.« Sie läutete die Glocke. Miriam nahm die Sandwiches wieder mit.

Beim Abendessen, panierte Kalbsschnitzel, führte sie aus: »Die Pierces sind gute Menschen. Jane ist relativ häufig auf Reisen, um für ihre kleine Boutique einzukaufen, zu viel Bemutterung darfst du also nicht erwarten. Aber Philip hat mir versichert, dass er dich gut versorgen wird. Er hat sein Atelier zu Hause, sodass immer jemand da ist, um dich zu beaufsichtigen. In der Kunstwelt sind seine Gemälde übrigens hoch angesehen. Du kannst dich wirklich glücklich schätzen. Ihr Lebensstil ist zugegebenermaßen ein wenig unkonventioneller, als du das hier gewöhnt bist. Aber ich will ganz offen sein, Saskia. Alles ist besser, als dass du von morgens bis abends durch den Wald streifst. Xavier wird sicher nicht mit dir befreundet sein wollen, er ist ein Junge. Das kannst du dir also gleich aus dem Kopf schlagen. Aber du wirst Freundinnen finden. Über kurz oder lang.« Sie ließ die Gabel sinken und wischte sich den Mund mit der Leinenserviette ab. »Denk an unsere Abmachung.« Sie wartete, bis ich genickt hatte, dann sagte sie: »So ist's brav.«

Zwei Tage nach meinem zwölften Geburtstag setzte Mr. Jacobs mich am Loft der Pierces in Chelsea ab. Die Tür zum Gebäude wurde von einer Apfelpiste offengehalten. Im zweiten Stock war eine Filmcrew dabei, einen Mann im Trenchcoat zu filmen, der durch

einen riesigen Raum rannte. Dreimal drehten sie diese Szene. Die Crew bestand aus Dutzenden von Leuten, es gab Lampen und Mikrofone und Schminktaschen, Kameras, Klemmbretter, Headsets. Zum ersten Mal seit Tagen stand ich still. Ich merkte, wie weh mir die Füße taten von den vielen Meilen, die ich auf Großmutter Grundstücken zurückgelegt hatte, seit sie mich weggeschickt hatte. Mein sonnengebleichtes Haar roch nach dem Wind von Connecticut. In diesem Augenblick war mir klar, dass ich woanders als hier in Chelsea unterkommen musste. Es war nicht fair, diesen fast Fremden die vielen Gründe für mein ruheloses Umherstreifen aufzuhalsen. Aber bevor ich wegrennen konnte, stieg mir der Geruch von Xavier in die Nase: männlicher Schweiß, der leichte Gammelgeruch von zu langsam getrockneten Jeans, Head & Shoulders Shampoo, Cafeteriafritten, Green-Apple-Lolli und Carmex. Überall im Raum wuselte es, aber Xaviers männlicher Geruch direkt hinter mir zog meine gesamte Aufmerksamkeit auf sich. Im Grunde kannte ich diesen langen Körper schon, seit ich selbst war. Ich würde also nicht gehen, noch nicht.

Im ein Stockwerk höher gelegenen Loft hatte Philip seit den Siebzigerjahren sein Atelier, damals war er noch Bildhauer gewesen. Genau wie von Großmutter beschrieben, hatte die Familie in Uptown gewohnt, bis Xavier zehn war, dann beschlossen sie, sich auf dieses »Abenteuer« einzulassen, wie Jane mit einer Andeutung von Ekel auf den üppigen Lippen sagte. An meinem ersten Tag war sie allerdings nicht da. Sie war auf Reisen in Ghana und kaufte dort Stoffe und Waren ein, die sie in ihrer Boutique mit tausendprozentigem Aufschlag an die Kundschaft bringen würde.

Das Loft war ein mit Farbspritzern beflecktes Labyrinth aus Leinwänden, Paletten und Spanplatten: Senfgelb an der Decke, Rot an den Fenstern, Tannengrün auf den abgezogenen Bodendielel im großen Raum. Eine einzige gelbe Toilette war in einem schlecht riechenden Verschlag neben der Treppe untergebracht, und die Küche bestand aus einem schwarz angemalten Kühlschrank und einer Kochplatte, um das Take-out aufzuwärmen. Aber der Blick auf das Empire State Building und die Twin Towers und die gesamte, sich nach Osten und Westen erstreckende Stadt – ein-

gerahmt von Fenstern auf fast allen Seiten, die Aussicht nur unterbrochen vom Treppenhaus, Janes gemusterten Vorhängen und Philips abstrakten Gemälden in großen Stapeln – offenbarte auf den ersten Blick, dass die Pierces mit vielem reich gesegnet waren. Jede Menge Geld hatten sie natürlich auch.

Als wir das Loft betraten, schabte die Feuertür über den Betonboden. Direkt hinter der Tür hing ein echt aussehendes impressionistisches Gemälde, auf dem eine Kuhherde trübsinnig Heu kaute.

»Ach, da ist ja unsere allerliebste Saskia!«, rief Philip aus der Mitte des enormen Raums, als er den Blick von einer Leinwand hob, die lang wie ein Auto war. Im Bart hatte er Königsblau. Unter seinem klaffenden Kimono ragten ein breiter, haariger Bauch, graue Champion-Jogginghosen und Volleyball-Knieschützer heraus. Er roch nach Schweiß, Terpentin und Zigarren. Er nahm mir die Reisetasche ab und gab mir Küsschen auf die Wangen. »Ich mache dir dein Zimmer zurecht!« Damit meinte er, dass er einen Teil des Lofts für mich abteilte. Dazu waren zwei Stunden und ein Dutzend aufgegebene Leinwände erforderlich, jede in einer einzigen Farbe: Magenta, Rotbraun, Lila. »Eigentlich unglaublich, oder?«, sagte er, während er sie zu einer improvisierten Wand zusammen nagelte. »Dass ich so viel Zeit auf diesen bescheuerten Farbtanz verschwendet habe?«

Xavier baute mir ein Bett aus einem Stapel Holzpaletten, einem Futon und einem neongrünen Überwurf. Er hängte eine Lichterkette auf. Er stieg eine Sieben-Meter-Leiter hoch, um roten Samt über die Fenster zu nageln. »Ich muss Hausaufgaben machen«, sagte er, als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Etwas wie Schulunterricht hatte ich mittlerweile ganz vergessen. Gleichgültig, wie oft Xavier sich die Haare aus der Stirn schob, sie kehrten am Wirbel immer wieder an die Stelle über dem rechten Auge zurück. Ich stellte fest, dass ich mit meinem Atem auf dem Kissen seiner Lippen landen wollte, was man Kuss nannte, aber in meiner Vorstellung nicht notwendigerweise ein Kuss war. Mit seinem restlichen Körper wollte ich nicht unbedingt etwas zu tun haben; Mund auf Mund erschien mir die effizienteste Art, ihn in mich einzusaugen.

Er bemerkte meinen Blick. »Willst du was essen oder trinken?«
Ich schüttelte den Kopf.

»Wir haben mexikanische Cola. Mit echtem Zucker drin. Das mag doch jeder.«

»Na gut, okay.«

Das entlockte ihm ein Grinsen, wobei ein schiefer Zahn zum Vorschein kam, der ihn nur noch schöner machte. Er kniff mich in den Oberarm. »Lügnerin.« Mir wurde klar, ihn zu küssen hieße, ihn zu verlieren, und das konnte ich mir jetzt schon nicht mehr vorstellen.

Philip grunzte. »Wir haben zu lange wie Junggesellen gegessen, was, Sohn?« Er bohrte mir einen Finger in die Seite. »Sie braucht ein bisschen Speck auf den Rippen. Wie wär's mit einem Ausflug zum Diner?« Mit dem Hammer in der Hand wischte er sich die Braue und rauschte zurück ins offene Loft, in das jetzt goldenes Abendlicht einfiel. »Saskia, du kannst mir helfen, bis Junior mit den Hausaufgaben fertig ist.«

Im großen Raum füllte Philip einen Eimer mit der Farbe des Sonnenlichts. Er stellte ihn neben die Leinwand, an der er gerade gearbeitet hatte, ein Meer von Blau – Lavendel, Blaubeer, Azur. »Tritt mal ins Gelb.« Es tat gut, dass mir jemand sagte, was ich tun sollte, auch wenn die Farbe kalt und glitschig war, als ich die Füße in den Eimer tauchte. »Fang da an. Geh rüber zum anderen Rand.« Ich wollte das von ihm Geschaffene auf keinen Fall ruinieren. Aber Philip streckte den Arm aus. Ich hob den rechten Fuß aus dem Schleim. Die Farbe strömte zurück in den Eimer. Das schräge Abendlicht wies mir einen Pfad über die Leinwand. Ich marschierte über das Blau in Richtung Fenster und hinterließ eine goldene Fußspur. Auf der anderen Seite wartete Philip mit einem Handtuch auf mich.

Xavier wird sicher gleich an die Tür hämmern, deswegen lasse ich sie lieber offen. Er parkt vor dem Haus. Sein Schritt auf dem weißen Schotter klingt bestimmt, aber an der Tür zögert er. »Saskia?« Mit ihm strömt der Geruch nach frischgemähtem Rasen herein und das Zwitschern der Schwirrammer, deren lateinischer Name *Spizella passerina* ihr schnalzendes Geträller nachahmt. Die Außenwelt stiehlt der Mutter den letzten Hauch ihres sauren Atems. »Ich habe versucht, dich anzurufen!«

Ich habe mich im rosa Schlafzimmer verschanzt, mit den Füßen zwischen schwankenden Stößen Trollope und Dickens. Bis zu Topsy habe ich es nicht geschafft, zu weit weg. Ich musste mich in Mutters Schlafzimmer verbarrikadieren. Von hier bis zum Bett und zum Fenster dahinter ist der Fußboden eine Stadt aus Büchern, Hochhaustürme aus Worten, Sätzen und Kapiteln. Xavier zögert unten. Gut. Freundlichkeit schaffe ich wahrscheinlich nicht, aber vielleicht bin ich wenigstens nicht mehr mordlustig, wenn ich ihn wie einen reuigen Sünder ein paar Stunden warten lasse.

Er sagt wieder etwas, diesmal mit freundlicher Stimme. »Uneingeladen gehe ich da nicht rein.« Ich glaube, dass er mit mir redet, bis mir wieder einfällt, dass es ja Handys gibt. »Auf keinen Fall.«

Sitzt da womöglich noch jemand im Auto und beobachtet ihn? Hat er etwa Billy mitgebracht? Habe ich das nicht immer wieder klargemacht? Keine Besucher, selbst wenn es sich um den Ehepartner handelt.

»Sask?« Jetzt telefoniert er nicht mehr. »Hallo? Bitte, Saskia, ich muss unbedingt mit dir reden.«

Ein paar Atemzüge. Dann ist eine andere, sanftere Stimme von ihm zu hören, der Ton, den er anschlägt, wenn er jemanden einwickeln will. »Billy. Danke, dass du zurückrufst.«

Aber wenn er jetzt mit Billy redet, wer war dann vorher am Telefon? Panik macht sich breit. Nicht heute.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Es tut mir wirklich schrecklich leid. Kannst du nicht ...« Ein Seufzer. »Das habe ich dir doch schon gesagt, mein Schatz. Ich bin hier, weil ich dich beschützen will.« Ich warte. »Doch, natürlich. Natürlich will ich jetzt auch bei dir sein.« Aber mit dem nächsten Satz ist Xaviers Stimme hart wie Stahl. »Diese Sache kann uns vernichten. Ich muss das klären.«

Es ist der Gries in seiner Stimme. Mehr brauche ich nicht zu wissen: Die Sache, die ich (oder wir, falls es so etwas wie ein Wir noch gibt) unser halbes Leben lang gefürchtet haben, ist tatsächlich eingetreten. Oder wird eintreten, oder könnte es zumindest. Sehr langsam gehe ich die Treppe hinunter, während Xavier Billy anfleht, nicht aufzulegen. Er hebt den umwölkten Blick. Er murmelt einen Abschiedsgruß. Die verdammten Haare, die ihm wie immer in die Augen hängen.

Er ist groß wie sein Vater, aber ohne jeden Bauchansatz. Seine Haut glänzt. Hauptsächlich das Resultat von Pflegeprodukten und kosmetischer Behandlung, aber neidisch bin ich trotzdem. Auch seine Mutter ist zu erkennen, an den vollen Lippen und der schlanken Taille. Er zeigt auf die Schwelle. »Darf ich?«

»Mexikanische Cola habe ich leider keine da.«

Ich glaube, gleich kneift er mir in den Arm, aber er zieht mich an sich. Meine Knochen knacken an seiner Brust. Wir tun beide so, als merkten wir nicht, wie er zusammenzuckt.